

AMARYLLIS SOMMERER

Wie das
Leben geht

ROMAN

PICUS VERLAG WIEN

Katja

Ob sie zu ihm rauskommen könne.

War da ein unterdrücktes Zittern in seiner Stimme? Muss sie sich Sorgen machen? Oder löste der Anruf ihres Vaters nur jenes latente Gefühl aus, das sie von Kindesbeinen an begleitet, die Sorge um die Eltern. Sie ist schon lange nicht mehr dort draußen gewesen, hat schon lange nicht mehr mit ihm gesprochen, ihn nicht mehr gesehen. Was heißt lange? Ein paar Wochen ist es her, dass Katja zu ihrem Vater hinausgefahren ist, Richtung Stadtrand, über die Vorortelinie hinaus, in den Bezirk, in dem sie aufgewachsen ist.

Ob sie zu ihm rauskommen könne.

Was sonst? Hatte er jemals diesen, seinen Bezirk verlassen? Mehr als fünfzig Jahre Ottakring in Körper und Geist. Ein Ottakringer durch und durch, Ottakring lebenslang. Ein schwächtiger Bub, ein kleiner Mann, ein Vater. Hochintelligent, in schlechten Zeiten geboren, zeitlebens ein »Nerverl«. Ein intimes Wort, ein Wort der Kindheit, ein Wort aus Ottakring.

Warum kostet es Katja immer noch Überwindung, dort hinauszufahren? Sind doch die Bilder ihrer Kindheit im Gemeindegarten bunt, fröhlich und unbeschwert. Grüne, blühende Innenhöfe, warme, von der Sonne beschienene Holzbänke, genug Platz zum Laufen, Spielen, Turnen auf der Klopfstange neben den Fliederbüschen. Ein behänder Felgeaufschwung im Vorbeigehen, noch vor der Schule, noch bevor man lernte, dass das muntere Klettern auf den Eisenstangen Felgeaufschwung heißt.

Keine Spur von Angst.

Gleich gegenüber den Bauten der Ottakringer Kongresspark.

Ein riesiges rotes Feuerwehrauto in der Mitte des Spielplatzes, von allen Seiten frei zugänglich und leichtfüßig zu erobern. Immer wieder heruntergefallen, mit aufgeplatzten Lippen nach Hause gerannt. War ja nicht weit. Im Hochsommer das Kongreßbad. Der Zehnmeterturm. Junge Burschen stürzen sich triumphierend in die Tiefe. Erster Badeanzug mit grünen Schiffchen und gelben Muscheln. Der Geruch von Gummi der blau-roten Luftmatratzen.

Immer draußen. Im Hof, auf der Straße. Spielen, hüpfen, rennen. Immer zu schnell. Immer wieder eine neue Beule, die gerade aufblüht, und eine alte, die gerade verblasst. Kein Schmerz. Der Gemeindebau als Idylle. Es sind die frühesten und hellsten Bilder, die Katja von Ottakring vor Augen hat. In keinem kommt ihr Vater vor. In einigen die weinende Mutter. Er ist wieder nicht nach Hause gekommen. Jeden Abend wartet sie auf ihn. Und kann nicht aufhören damit. Ganz normal für Katja: Die Mutter wartet, der Vater bleibt weg. Manchmal tagelang.

Pubertät im Gemeindebau. Es hat sich ausgespielt. Kein Laufen und Rennen und Toben und Quietschen mehr. Selten Sonnenschein, die Sicht diesig, die Luft dick. Angst davor, nach der Schule nach Hause gehen zu müssen. Immer diese Ungewissheit, was einen dort erwarten würde. Drückende schlechte Stimmung zu Hause, Versöhnungsintermezzi der Eltern ausgenommen. Da kenne sich einer aus.

Am Tag der Matura verlässt Katja den Bau. Sie ist nicht allein. Sie schließt sich dem allgemeinen Flüchtlingsstrom in diverse Wohngemeinschaften an.

Und jetzt. Er müsse ihr etwas sagen. Ob sie rauskommen könne zu ihm. Jeder kennt die sich anschleichende Panik

nach so einer Ansage. Katja fährt raus nach Ottakring und versucht, sich den Klang der Stimme ihres Vaters noch einmal in Erinnerung zu rufen. Vielleicht ist es ja gar nichts Schlimmes, was er ihr sagen möchte. Vielleicht ist es ja ausnahmsweise eine frohe Botschaft. Er hat doch ganz entspannt geklungen am Telefon. Vielleicht hat er im Toto gewonnen. Vielleicht. Vielleicht. So lange Katja darüber auch nachdenkt, außer der banalen Möglichkeit eines Totogewinns fällt ihr nichts Positives ein zu ihrem Vater.

Das unangenehm vertraute Quietschen der Straßenbahn, die quälend langsam um die Ecke kurvt, reißt Katja aus einer unerklärlichen Wolke der Scham, die sich, je näher sie dem Bezirk ihrer Herkunft gekommen ist, über dem Gemeindebau aufgebaut hat. Als hätten sich dort draußen immer alle für etwas geschämt. Für ihr Aussehen, für ihre Unbeholfenheit in Sprache und Auftreten, für das Unerfüllte, das Nichterreichte, für Ergebnisse, die so nicht geplant gewesen waren.

Er müsse ihr etwas sagen.

Und dann diese kurze Stille. Hilflosigkeit auf beiden Seiten. Weiterreden. Termin fixieren.

Mit keinem einzigen Wort hat Katja nachgefragt, worum es geht. Gleich an Zahlen gehalten. Ja, gut, wann? Heute. Gut.

Es war ja klar, dass jemand, den man nur alle paar Wochen trifft, nicht aus einer Laune heraus anruft. Oder ist es schon Monate her, dass Vater und Tochter nichts mehr miteinander zu tun haben?

Er hätte Katja nicht anrufen sollen. Aber jetzt ist es passiert, und er kann es nicht mehr rückgängig machen. Sie ist schon auf dem Weg.

Schon lange keine Angst mehr gehabt. Sogar jetzt, mit dem Befund in der Hand, kann er nichts davon spüren.

Als Franz vor drei Jahren in Frühpension gegangen ist – wegen seiner Angst –, war diese auf einmal wie weggeblasen. Keine Überfälle mehr. Keine Angst mehr. Keine Lügen mehr, kein Alkohol. Zumindest weniger Alkohol. Zu Hause im eigenen Bett schlafen. Das ruhige, sichere Pensionistenleben, die Gnade einer Frührente.

Man gratulierte ihm. Man hielt ihn für besonders schlau. Wie er das denn hingekriegt habe? Die goldenen Siebziger seien am Ende. Heutzutage müsse man doch schon mit dem Kopf unterm Arm daherkommen oder mit dem Kreisky verwandt sein, um frühpensioniert zu werden. Und er, Franz, schaue doch blendend aus! Nun ja, ein bisschen abspecken könnte ihm nicht schaden. Aber sonst? Ein Mann im besten Alter!

Er schämte sich. Er war noch nicht einmal fünfzig und ein Frührentner. Er musste einen Grund angeben, die unsichtbare Krankheit, die ihn sein Leben lang quälte, benennen. Irgendetwas sagen. Irgendetwas mit den Nerven. Nervenkrank. Er sei nervenkrank.

Die Art und Weise, wie man ihn daraufhin ansah, ratlos, misstrauisch, ungläubig, ließ ihn sich noch mehr schämen. Warum nötigte man ihn, darüber zu reden? Sein ganzes Leben hat er vermieden, darüber zu reden. Hat sich seine Inseln geschaffen, seine ganz persönlichen Inseln, von denen keiner je etwas erfahren hat. Von denen nie jemand erfahren sollte. Die er ab jetzt auch nicht mehr brauchen würde. Denn jetzt, mit einer sicheren Rente im Rücken, war neues Land in Sicht, das Traumland jedes fleißigen und tüchtigen Ottakringers, der Alterssitz ordentlicher kleiner Leute, die es ge-

schafft haben. Ab jetzt würde Franz dazugehören. Von seiner Abfertigung kaufte er sich einen winzigen Schrebergarten. Ein preisgünstiges Angebot. Wegen der Lage. Vis-à-vis vom Ottakringer Friedhof, direkt an der Straße. Die Parzelle war lange Zeit ohne Besitzer gewesen und verwahrlost. Knapp vor dem Gartenzaun die Bushaltestelle, an der sich Hobbygärtner und Friedhofsgeher in aller Regelmäßigkeit versammeln. Also pflanzte Franz als Erstes eine standesgemäße Thujenhecke. Wie stramme grüne Sicherheitsleute begrenzen die Sträucher nun ein kleines, sauberes Rasenviereck, das zu einer niedrigen Holzhütte mit Kochstelle führt. Davor eine winzige betonierte Terrasse mit zwei Stühlen und einem schmalen Klapptisch aus weichem Plastik, dessen Platte in der prallen Sonne Wellen schlägt. Macht nichts. Hier lässt es sich leben. Helli versuchte es mit roten und gelben Rosen, rosafarbenem Phlox und blauem Rittersporn. Die bunte Farbenmischung erinnerte sie an den Bauerngarten in ihrer tschechischen Heimat. Franz begann folgsam – nachdem die Nachbarn sich beschwert hatten – gegen Löwenzahn zu kämpfen und dessen über alle Schrebergartengrenzen hinweg fliegende Samenschirmchen. Er riss den Blumen einfach den Kopf ab und warf sie in die Mülltonne neben der Gartentür. Danach schaute er – über seine nicht allzu dichte Hecke hinweg – den Leuten beim Ein- und Aussteigen an der Bushaltestelle zu. Nur der Pollenflug machte ihm zu schaffen. An manchen Tagen atmete es sich schwerer als sonst.

Der Befund gibt ihm recht. Es ist also nichts mehr zu machen. Der Arzt hat es ihm so direkt nicht sagen wollen, aber Franz wollte sich nicht schon wieder für blöd verkaufen lassen. Schließlich ist er ein Leben lang mehr oder weniger

krank gewesen. Er kennt die Ärzte. Diesem da drohte er an, im Wartezimmer, vor allen Leuten, zusammenzuklappen, während er mit seiner fein säuberlichen Schrift exakt neben dem Übergabedatum, 10. Juni 1981, seinen Krankenschein unterschrieb. Daraufhin sagte der Arzt die Wahrheit.

Kaum in Pension gegangen schien Franz so gut wie geheilt. Von der Krankheit, über die man nicht sprach. Eine Krankheit, an der er immer glaubte, sterben zu müssen. Vor ein paar Monaten zeigte sich eine andere. Eine harmlose Verkühlung. Gibt es eigentlich irgendeine tödliche Krankheit, die nicht mit einer harmlosen Verkühlung beginnt? Franz wusste sofort, dass er an diesem Schnupfen umkommen würde. Die Ärzte sagten, dass noch keiner an einer verstopften Nase gestorben sei. Natürlich nicht.

Franz ist in seltsamer Hochstimmung. Eigentlich müsste er todtraurig sein, aber der Triumph, sich durchgesetzt zu haben, überwiegt. Er hat recht gehabt! Und jetzt hat er etwas zu sagen. Franz hat etwas zu sagen. Jetzt, wo alles endgültig und vorbei ist, gibt es keinen Grund mehr, nicht davon zu sprechen. Es ist vielmehr höchste Zeit, den Blick zu heben, endlich, am Ende, den Leuten in die Augen zu schauen und zu sagen: Ich werde sterben.

Den ganzen Weg entlang, vom Arzt bis nach Hause, hat Franz sich diesen Satz vorgesagt. Es ist der richtige Satz. Aber wird er ihn über die Lippen bringen?

Warum nur hat er Katja so schnell angerufen. Jetzt ist es zu spät, seine Bitte zurückzunehmen, jetzt ist sie schon auf dem Weg. Aber wen sonst hätte er, mitten am Tag, anrufen können? Helli, die es am schwersten treffen wird, das weiß er, ist wie alle Menschen, die nicht krank sind, in der Arbeit. Dort kann man nicht einfach anrufen und sagen, was er zu

sagen hat. Und den ganzen Tag lang bis zum Abend warten? Nicht auszuhalten.

Franz rückt seine Brille zurecht. *Dreißig Rollen Alufolie* steht auf der Schachtel aus dem Supermarkt, mit der Franz seine Weinflaschen nach Hause trägt. In dreißig Rollen Alufolie werden sie mich wegpacken, einen schillernden Klumpen Fleisch zur Erde lassen. Die wenigen Hinterbliebenen werden ihr unscharfes Aluspiegelbild mit ihren Tränen zerstören. Zu spät geweint am einfolierten Leichnam, meine Herrschaften! Zu spät! Franz ist noch immer in Hochstimmung.

Wenn Helli nach Hause kommt, wird sie wieder sagen, er solle öfter lüften. Er rauche zu viel. Damit ist es vorbei. Ein Toter kann nicht mehr zu viel rauchen. Auch nicht ein Beinahetoter. Aber das war er ja, im Grunde genommen, immer schon. Ein Leben lang hat Franz es geübt, das Sterben. Heimlich. So gut es ging. So gut oder schlecht man es halt verbergen kann, wenn man ein Leben lang vor sich hinstirbt. Und jetzt, mit fast dreiundfünfzig: Premiere! Demnächst in Ihrem Leben! Kein großer Auftritt, nein. Eher ein unauffälliger Abgang im großem Chor. Für ein Solo ist Franz immer schon zu farblos, zu kraftlos gewesen. Aber seinen Satz, einen einzigen, an den sich Kleindarsteller klammern, den wird er sagen müssen: Ich werde sterben.

Franz trinkt noch ein Glas von seinem täglichen Wein, dann geht er ins Bad. Er will sich frisch machen für Katja. Sie wird gleich vor der Tür stehen. Er will ihr in die Augen sehen können, wenn er mit ihr redet. Er zieht sich aus. Er betrachtet ein Blutschwämmchen auf seiner Haut. Er wagt nicht, es zu berühren. Und legt dann doch neugierig den Finger auf die samtweiche Wölbung. Man darf es nicht aufkratzen. Man kann daran verbluten. Blödsinn. Wer verblutet schon an einer

millimetergroßen Wunde? Franz. Der schon. Aber aus dem Blutschwämmchen quillt kein Blut, etwas anderes sickert Franz plötzlich daraus entgegen. Es weht ihn an, umhüllt ihn, schmiegt sich an, ergreift ihn mit wachsender Strenge. SIE ist wieder da. Eine Winzigkeit genügt ihr, um ihn augenblicklich zu erfassen.

Eine Begegnung, mit der er nicht mehr gerechnet hat. Fast hätte er sie nicht wiedererkannt. Ihre ersten leisen Zeichen, der Druck im Nacken, das leise Dröhnen in den Ohren, die Hitze in den Adern, der Schweiß zwischen den Haaren, dann auf der Stirn und schließlich das Pochen in seiner Brust, dem er zuschauen kann. Auch wenn es schon lange her ist, Franz hatte in all den Jahren gelernt, sich ihr hinzugeben. Die ersten Male, es ist Jahrzehnte her, versuchte er sich zu wehren. Er versuchte zu kämpfen, sie zu überlisten, sie abzulenken, sie zu ignorieren. Er hatte alles, was ihm möglich war, probiert. Aber sein lebenslanger Widerstand wurde von Mal zu Mal geringer und schließlich gebrochen. Er veränderte seine Strategie. Wenn sie kam, legte er sich hin. Er hielt still und ließ sie über ihn kommen. Er ließ sie eindringen und sich von ihr nehmen. Er ließ sich von ihr auslöschen, vernichten. Er überlebte sie im Wissen um ihre Zeitlichkeit. Sie hatte einen Anfang, und sie hatte ein Ende. Und indem er sie auf diese Abstraktion reduzierte, überdauerte er sie. Zu einer Unwesentlichkeit geronnen, verschwand er in ihr, bis sie, so grundlos wie sie gekommen war, von ihm abließ und wieder ging. Franzens Angst.

Franz weiß nicht, wie lange er im Badezimmer gelegen ist. Die kalten Fliesen hat er nicht gespürt, und er ist auch nicht verletzt, denn er ist nicht gestürzt, sondern gesunken. Seit langer Zeit wieder einmal tief gesunken. Zum Glück hat

ihn niemand in diesem Zustand gefunden. Keine Frau, kein Kind. Das Kind wird gleich kommen. Das Kind Katja, das schon erwachsen ist, eine erwachsene Tochter. Der er etwas sagen muss, weil es passiert ist. Das, was er sein Leben lang befürchtet und somit erwartet hat. Alles wollte er kriegen, nur nicht den. Die lebenslange Prophezeiung, deren eigentlicher Zweck die Vertreibung ihrer selbst hätte sein sollen, musste sich erfüllen. Klar. Krebs. Selber schuld. Heutzutage weiß man doch, dass die lebenswichtigen Killerzellen des Immunsystems geschwächt werden, wenn man nicht fröhlich genug ist. Und wahrscheinlich mehr noch, wenn man um sich selbst trauert. Franz! Man darf nicht ein ganzes Leben lang traurig sein. Daran stirbt man. Mann! Killerzellen! Das weiß man doch, heutzutage.

Doch Franz ist ein Leben lang schlecht informiert gewesen. Er hatte die falsche Zeitung gelesen, klein im Format, begrenzt im Inhalt. Seinen Bezirk hat er nur verlassen, wenn er musste. Ottakring. Hier wurde er geboren, hier geht er mit seinem Hund Gassi, hier wird er sterben.

Franz dachte, wenn er nur oft genug vom Schrecken sprechen würde – Alles, nur nicht Krebs! –, könne er seiner Herr werden. Ja, ein Herr wäre er gern gewesen. Ein Sir! Bezirkskaiser hätte er werden können, wenn er nicht schon als Bub diese vielen Biere für seinen Papa hätte holen müssen. Mit jedem Wort über seine Angst vor Krebs wollte er sie trockenlegen, sie unauffällig besiegen oder wenigstens beherrschen. Er unterlag.

Jetzt muss er lachen. Selbst als er seine Tochter zeugte, lag er da nicht auch unten? Er sieht die blutjunge Helli vor sich. Über ihn gebeugt. So schön. Franz hat nie begriffen, was sie an ihm gefunden hat, wie sie ihn überhaupt finden hatte

können. Wo er doch so leicht zu übersehen war. Knappe eins siebzig. Sein Vater war stolze eins neunzig gewesen. Wieso hat er nicht seinen Vater beerbt? Diesen baumlangen Kerl.

Franz, schon seit Langem selbst Vater, wartet auf seine Tochter Katja. Er sitzt im Wohnzimmer auf der Wohnzimmerbank, eingegossen wie in einem Block. Bewegungslos in seinem Wohnzimmerblock, der jetzt ein Warteblock ist. Er ahnt, dass es rund um ihn viele andere Lebensblöcke gibt: den Büroblock, den Küchenblock, den Mutterblock, den Männerblock. Aber diese Ahnung ist ihm kein Trost. Im Gegenteil. Sie lenkt nur ab von seinem Bemühen, im Franzblock ein wenig Bewegungsraum zu schaffen. Er will vor allem eines. Er will zu seinem Glas Wein greifen, denn Alkohol ist zum Zentrum in seinem Lebensblock geworden. Neben dem Glas liegen ein paar Tabletten. Er will sie nehmen, bevor Katja kommt. Flink und altklug war sie als Kind. Franz hat die Zeit mit ihr verpasst. Die Zeit, als sie ein unschuldiges kleines Mädchen war und mit erwartungsvollem Blick zu ihm hinaufsehen hätte können. Wo war er damals nur? Auf der Flucht. Immer auf der Flucht. »Man on the run« hat er irgendwo einmal gelesen. Ein Humphrey-Bogart-Film? Ein Mann, der rennt und rennt, auf und davon, in Wirklichkeit direkt in seinen eigenen Block hinein. Ein widersinniges, treffendes Lebensgefühl. Das hat er jetzt davon. Jetzt sitzt er fest. In seinem Krebsblock. Und wenn Katja bei der Tür hereinkommt, dann wird er es ihr sagen müssen.

Jede Reise dort hinaus dauert eine Ewigkeit. Wahrscheinlich gibt es keine langsamere Straßenbahn als den Vierundvierziger, der Richtung Ottakring zuckelt. Katja ist auf dem Weg. »Nach Hause«, sagt sie immer noch. Dabei ist es doch schon

eine Ewigkeit her, dass sie von dort weggegangen ist. Nichts wie weg wollte sie damals, gleich nach der Schule, endlich weg. Mit ihren Freunden wochenlang unterwegs. Sich wochenlang nicht gemeldet. Dann endlich angerufen. Nichts als Weinen der Mutter am Telefon. Schlechtes Gewissen. Dennoch wie gelähmt. Nicht rausfahren können zu den Eltern. Dort hinaus, wo immer geweint und gelitten wird.

Jedes Mal rührt sich ein unverdautes Unbehagen, wenn Katja in den Vierundvierziger steigt. Immer noch dieses leise, unsichtbare Zittern. Was wird es diesmal sein? Wieso will er sie alleine sprechen? Katja kann sich nicht erinnern, nach ihrem Auszug jemals ihren Vater ohne ihre Mutter getroffen zu haben. Ihre Pflichtbesuche, die nach und nach entspannter wurden, galten immer beiden. Vater und Mutter. Helli und Franz. Lebenslang ein Paar. Sie sechzehn, er zweiundzwanzig. 1950 ein heißes Paar.

Eigentlich dürfte Katja jetzt gar nicht hinaus zum Vater fahren. Eigentlich müsste sie ihr eigenes Leben in Ordnung bringen. Ihr Leben endlich zu einem ordentlichen machen. Ordentliche sechsundzwanzig sein. Und nicht ewig jünger sein, daneben sein, nirgendwo sein.

Aber sind nicht die wenigstens sporadisch wieder aufgenommen Besuche bei den Eltern der Anfang einer möglichen Ordnung? Nachdem Katja jahrelang erfolgreich Gründe gefunden hatte, nicht mehr nach Hause fahren zu müssen, gab es diesen Anlass. Seinen fünfzigsten Geburtstag im Jahr seiner Frühpensionierung. Der Anlass für Katjas innere Umkehr.

Da saß er, der Vater. Eingekeilt zwischen Helli und Katja, seinen beiden Frauen. Der Geruch einer süßen, fetten Punschorte stieg ihm in die Nase. Es ekelte ihn, aber er wagte es

nicht, sein Unwohlsein zu zeigen. War es doch ein, wie ihm schien, seltener Moment, wo man es gut mit ihm meinte. Also aß er die hautfarbene Torte mit zitternder Gabel.

Von den dunklen Holzwänden der rustikalen Wirtshausstube perlte Dunst aus Alkohol und Schweiß. Die Luft zum Schneiden. Die neu eingebauten, schall- und luftdichten Alufenster zeigten Wirkung. Doch selbst die tief hängenden Rauchschwaden konnten Katjas Blick auf ihren Vater nicht verschleiern. Im Gegenteil, es war ganz deutlich: Vor ihr saß ein Gezeichneter. Von einem kurzen, schlechten Leben Gezeichneter. Wie kann man mit fünfzig nur so aussehen?

Seine Brille klebte an seinen angeschwollenen Augenlidern, seine aufgeschwemmten Wangen zerdrückten mühsam den Tortenbrei. Sein Gesicht eine aufgedunsene, schwitzende Masse. Als würde er sich endgültig von allem, was ihn umgab, von allem, was ihn noch unangenehm hätte berühren können, zurückziehen wollen. Schwamm drüber. Mit diesem Gesicht kündigte Franz ungewollt einen Abschied an. Er bemühte sich, dabei zu lächeln und an eine friedliche Zukunft als Rentner zu glauben.

Und als Katja sich umsah in der Gaststube, stellte sie fest: Ihr Vater war hier nicht der einzige Gezeichnete. Das Lokal war voll von fetten Leibern, von durch jahrzehntelanges Fressen und Saufen deformierten Gestalten. Sie alle wollten es sich doch bloß gutgehen lassen. Sie hatten es sich doch verdient. Hart dafür gearbeitet, den Schutt weggetragen, die Ruinen wieder aufgebaut und dann endlich geerntet. Lebenslang Schnitzel. Lebenslang Hendl und Braten und Bier und Wein und Schnitzel und Hendl und Bier und Wein und noch mehr Wein, wenig Weib, wenig Gesang, Hauptsache Wein.

Deshalb hatte Katja ihm diesen jungen Hund gekauft. Mit

ihm würde Franz sich bewegen müssen. Mit ihm, der un-aufhörlich seinen Blick suchen würde, sollte Franz ein Herrl werden. Katja war mit einem kleinen Spaniel angekommen. Ein Hund, der zu Franz gepasst hätte, wenn Franz jung gewesen wäre. Doch Katja hatte das erst bemerkt, als das schwarz gelockte Tierchen unter den Wirtshaustisch geflüchtet war. Die Diskrepanz zwischen Hund und Herrl hätte nicht erschreckender sein können: Das Hundeknäuel drängte sich verspielt an seine Knöchel. Alle lachten. Seine Hand tapschte nach unten, konnte jedoch nichts greifen. Das Tier war zu lebendig, Franzens Leibesmitte nicht zu überwinden. Katja hob den Hund hoch, knapp vor sein Gesicht. Doch sie konnte in dieser durch Alkohol und Medikamente verwachsenen Masse keine Regung feststellen. Das Tier leckte über seine Wange. Franz verzog die Lippen zu einem unsicheren Ausdruck von Freude. Und dann schien sich wenigstens seine Stimme ein wenig zu verjüngen. He, Frankie-Boy, ächzte er, hallo, Sinatra!

Wieder lachten alle. Wenigstens einmal war was los in der Bude. Franz sah fragend zu Helli, doch Katja kam ihrer Mutter zuvor: »Die Mama ist doch ohnehin den ganzen Tag in der Arbeit.« Damit zitierte sie Helli, deren Selbstbeschreibung seit Jahren auf diesen einen Satz zusammenlief: Ich bin doch den ganzen Tag in der Arbeit.

Das ist sie auch heute. Und daher sind es nur Franz und Sinatra, die auf der Wohnzimmercouch auf Katja warten. Der Hund ist noch fetter geworden als sein Herr. Franz und Frankie-Boy, sie führen ein ungesundes Leben. Beide kennen es nicht anders. Ein solides, ereignisarmes Rentnerdasein in bescheidener finanzieller Sicherheit, in den eigenen vier Wän-

den. Franz hätte anfangen sollen zufrieden zu sein. Schließlich ist er doch nach all den Aufregungen und Entgleisungen zur Ruhe gekommen. Schließlich führt er doch jetzt endlich ein ganz normales Leben. Etwas, das ihm so lange nicht zu gelingen schien. Etwas, worum er sich, wenn er zurückschaut, viel zu lange betrogen gefühlt hatte.

Zurückschauen. Angesichts seines Befunds wäre das wohl angebracht. Zurückschauen und ordnen. So gehört sich das. Aber zurückschauen, das muss man aushalten können. Nichts als Niederlagen. Da bleibt doch kaum was Gutes, was Erinnerungswertes. Das Beste, was ich je zusammengeschustert habe, ist Katja, sinniert Franz in Richtung Sinatra und verührt seine Tabletten mit Wein.

An die Tage unmittelbar vor Katjas Geburt erinnert sich Franz gern. Sie bedeuteten Zukunft. Echte, richtige Zukunft, die Gründung einer Familie. Mutter, Vater, ein schönes neues Gitterbett fürs Kind.

In diesen Tagen lud Franz täglich seinen Freund Günther ein. Noch hatte er den Freund aus Jugendtagen, auch wenn diese Freundschaft in den letzten Jahren wegen diverser unvereinbarer Frauengeschichten beinahe zu Bruch gegangen wäre. Aber jetzt brauchte er Günther. Franz würde Vater werden. Es konnte jeden Moment losgehen.

Für Günther eine ungewohnte Situation. Zum ersten Mal war Franz schneller als er gewesen. Plötzlich war er bloß der Kopilot. Günther, der Junge aus reichem Haus, der geborene Leader, Assistent eines Proletariers. Dennoch parkte Günther seine Beiwagenmaschine Tag für Tag vor dem Gemeindebau, federte sportlich die Stufen hinauf, setzte sich mit Franz an den Wohnzimmertisch und spielte mit ihm Canasta zum

Zeitvertreib. Das war Günther seinem Franz schuldig. Seinem Franz, der ihm an der HTL die Hausaufgaben gemacht hatte, seinem Franz, den er dafür durchgefüttert hatte in den Hungertagen nach dem Krieg, seinem Freund Franz, einem schlanken, gut aussehenden, intelligenten jungen Mann, dessen einziges Handicap seine extreme Kurzsichtigkeit war. Ja, und die Sache mit dem Vater, die hat ihn geprägt. Unvoreteilhaft. Aber sonst?

Die schöne schwangere Helli hatte zwanzig Kilogramm zugenommen und saß wie eine schwere Zeitbombe im Bett. Lieber wäre es ihr gewesen, wenn Franz sich zu ihr gelegt hätte. Aber Helli konnte keine Wünsche mehr äußern, sie musste ununterbrochen essen und hatte verlernt, sich mitzuteilen. So saß Helli halb aufgerichtet zwischen ihren Kissen, wartete und aß, döste vor sich hin und wollte nur mehr endlich von diesem Kind entbunden werden. Günthers Beiwagen stand bereit. Die Männer spielten Karten in freudiger Erwartung. Als Helli schließlich »Es kommt!« schrie, spuckte Franz übermütig in sein Taschentuch und putzte damit schnell die Kuppen seiner neuen Schuhe. Dann hievte er mit Günthers Hilfe Helli, die in einer Art Tagesschlafmantel startbereit war, in den Beiwagen. Günther ließ lautstark den Motor an, Franz schwang sich auf den Sozius und umschlang Günthers Körper. Helli krallte sich unter Schmerzen an den metallischen Leisten des Beiwagens fest. Franz sah es und wollte ihr die Hand halten, doch sie schüttelte ihn stöhnend ab. Ihr Griff hätte ihm alle Knochen gebrochen, so stark war die Naturgewalt, die sich da in ihr regte.

Die Fahrt zum Krankenhaus dauerte zwanzig Minuten. Es war unklar, wer im Fahrtwind mehr brüllte, der Motor der Maschine oder Helli. Vielleicht wäre Katja sogar ein paar